

Samstage vor dem Feste der Unbefleckten Empfängnis oder der 7 Samstage vor dem Feste B. M. V., also fast für alle Samstage, sind reiche Ablässe gewährt worden (Preces n. 333, 334, 335, 362, 386), ganz abgesehen davon, daß Maria selbst bei allen Erscheinungen des letzten Jahrhunderts den Rosenkranz als das große Rettungsmittel der letzten Zeiten bezeichnet hat.

Verirrteseelsorge und zeitnahe Volksmission.

Von P. Clemens M. Henze C. Ss. R., Rom.

Mancherorts beschränkt sich die Seelsorge, die ordentliche wie die außerordentliche, fast ganz auf das Gotteshaus. Wer *aus sich* zur Kirche kommt, findet dort vielleicht in Hülle und Fülle Gottesdienste, Feierlichkeiten, Predigtvorträge und Gelegenheit zum Empfang der heiligen Sakramente; aber von einem Aufsuchen der Verirrten ist keine Rede.

Niemand wird behaupten, daß solche Seelsorge ein Ideal darstellt, es sei denn, daß der Strom kirchlichen Lebens noch von selbst alle Pfarrangehörigen erfaßt. Als bald nach der Parabel vom großen Gastmahl läßt der heilige Lukas den Heiland ein anderes Gleichnis vortragen, und zwar damals, als sich die Pharisäer und Schriftgelehrten an dem Umgange Jesu mit Zöllnern und ähnlichen öffentlichen Sündern stießen. Jesus, das hehre Vorbild aller Seelsorger, führt zu seiner eigenen Rechtfertigung ein jedem Bewohner Palästinas wohlvertrautes Bild vor Augen: Der Besitzer einer Herde von hundert Schafen verliert eines davon. Was tut er? Er läßt die neunundneunzig am sicheren Weideorte „in der Wüste“ zurück und geht auf die Suche nach dem verlorenen Schafe. Und hat er es endlich gefunden, so trägt er es freudig auf seinen Schultern heim und will, daß auch seine Freunde und Nachbarn sich mit ihm freuen (Lk 15, 1—7).

Diese Parabel ist die Magna Charta jener „zeitnahen“ Seelsorge, der diese Ausführungen gewidmet sind. Solche Seelsorge wartet eben nicht, bis die Verirrten aus sich zur Herde zurückkehren, sondern sie geht ihnen in echter Hirtenliebe nach. Sie weiß zu gut, wie namen- und grenzenlos das Unglück derer ist, die fern von dem guten Hirten Jesus Christus leben und sterben und verderben. Auch will sie dem Himmel möglichst oft

jene ganz einzige Freude bereiten, die eben nur die Bekehrung eines Sünders, die Rückkehr eines Verirrten, hervorruft.

Wie wirkt sich nun solch zeitnahe Seelsorge im einzelnen aus? Das erste wird sein, daß der ordentliche Seelsorger, der Pfarrer, seine Schafe, auch seine verirrten Schafe, kennt. Daraus ergibt sich die doppelte Forderung: nur mäßig große Pfarreien und eine wahrheitsgetreue, auch schriftlich durch Pfarrkartothek oder ähnliches fixierte Kenntnis der Pfarrei in seelsorglicher Hinsicht. Über die Wichtigkeit dieser zwei Forderungen brauchen wir hier weiter kein Wort zu verlieren.

Wenden wir uns nun *der wichtigsten Form außerordentlicher Seelsorge, der Volksmission*, zu, die Kanon 1349 wenigstens alle zehn Jahre in den einzelnen Pfarreien gehalten wissen will. Falls es genügt (wie in so vielen Pfarreien Irlands und auch in anderen Gegenden), die Mission innerhalb und außerhalb des Gotteshauses anzukündigen, um eine hundertprozentige Beteiligung zu erzielen, dann wäre es unnütze Kraftverschwendung, wollte man noch mehr tun. Leider werden diese idealen Pfarreien immer seltener.

An manchen Orten, wie in England und Schottland, hat sich längst bei den Missionären, wenigstens bei uns Redemptoristen, die Gepflogenheit eingebürgert, vor der Mission die Erwachsenen der einzelnen katholischen Familien zu besuchen und freundlich zur Mission einzuladen. Zum Glück sind dort die Pfarreien meist nicht übermäßig groß. Bei einer Missionsdauer von drei Wochen wird die erste Woche den Kindern und den Hausbesuchen gewidmet; die zwei folgenden Wochen sind dann echte Gemeinschaftsmission für beide Geschlechter.

Auf den Philippinen sind irische und australische Redemptoristen die einzigen Volksmissionäre. Seit Jahrhunderten ist das Inselreich bekanntlich katholisch. Die Diözesen und Pfarreien sind längst errichtet. An dem Pfarrort haben die spanischen Mönche, die größten Wohltäter des Landes, geräumige Gotteshäuser gebaut. Aber diese Kirchen würden auch während einer Mission sicher nicht gefüllt werden, wenn die Missionäre nicht vorher von Barrio (kleine Ortschaft) zu Barrio zögen und die armen Filipinos mit dem Zweck ihres Kommens bekannt machten. Auch bei diesem ersten Besuche wird nicht immer das Ziel erreicht. In einer Pfarrei von etwa 10.000 Seelen sind in der ersten Woche vielleicht nur 100

oder 200 in der Predigt. Aber diese werden wieder Apostel für ihre Umgebung. Der eifrige Missionär, der am Anfang im Beichtstuhl noch nicht viel zu tun hat, benutzt seine Freizeit zu weiteren Besuchen bei den Säumigen. Das heilige Feuer des Eifers breitet sich so mehr und mehr in der ganzen Pfarrei aus, und in der dritten Missionswoche herrscht in der großen Kirche ein fast beängstigendes Gedränge, bei der Schlußprozession aber eine unbeschreibliche Freude und Begeisterung. Im Jahre 1936 predigten die Patres zweier Klöster, Cebu und Iloilo, 49 Missionen; von dem segensreichen Erfolge geben folgende Zahlen Kunde: 108.333 Beichten, Wiederaufnahme von 154 Apostaten, 613 Taufen, teilweise schon recht erwachsener Menschenkinder, und Beseitigung von nicht weniger als 3206 Konkubinen.

In dieser Zeitschrift (Jahrg. 1932, S. 56—58) berichtete P. Roeb M. S. F. über eine erfolgreiche größere Mission in Deutschland, bei welcher der vierzehntägigen Gemeinschaftsmision in der Kirche eine gleich lange Zeit vorherging, die mit Hausbesuchen durch die Missionäre ausgefüllt wurde.

Einen neuen kühnen Weg zur Rettung der Verirrten schlugen die holländischen Redemptoristen im Jahre 1917 ein mit ihren „Volksexerzitien“ (*volksretraiten*) oder „Pfarrexerzitien“ (*parochie-retraiten*). Der Erfinder des neuen Systems ist kein Berufsmissionär, sondern der auch als Schriftsteller weitbekannte P. Johannes Kronenburg, der als 85jähriger Greis noch im Kloster zu Nymwegen lebt. P. Anton Rottier war der erste, der Kronenburgs Ideen in die Tat umsetzte.

Die Grundgedanken des neuen, im Laufe der Zeit noch immer vervollkommenen Systems sind diese drei: 1. *Divide et impera*. Die Pfarrei wird in viele kleine Gruppen zerlegt unter Berücksichtigung der natürlichen Ständeordnung. So entstehen Gruppen von 80 bis 150 Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen. Nur ausnahmsweise geht man bis zu 300 Teilnehmern. — 2. Jeder Katholik, der für die betreffende Gruppe in Frage kommt, wird vorher vom Missionär persönlich aufgesucht und erhält eine Teilnehmerkarte, die bei den Exerzitienübungen immer vorzuzeigen ist; sie hat den Zweck, die Säumigen ausfindig zu machen, und diese werden dann ein zweites und vielleicht ein drittes Mal aufgesucht. — 3. Die Übungen haben mehr vertraulichen Charakter, entsprechend der Teilnehmerzahl. Sie

finden nicht in der Pfarrkirche, sondern in einem Kapellenraum statt. Wo ein solcher nicht schon vorhanden ist und sich auch nicht leicht in einem größeren Saal schnell einrichten läßt, wird eine Kapellenbaracke aus schon vorhandenen Bestandteilen rasch zusammengestellt.

Das holländische System stellt weder an die Missionäre noch an die Gläubigen übermenschliche Anforderungen. Die Jünglinge und Männer werden bloß an sechs Abenden, vom Montag bis Samstag, zum Vortrag bestellt und haben Sonntags ihre Generalkommunion. Die Frauen und Jungfrauen kommen zweimal am Tage, aber nur eine halbe Woche lang.

Es mag Monate dauern, bis eine ganze Pfarrei nach dieser Methode „durchgeackert“ ist. An herrlichen Erfolgen fehlt es nicht, und so ist es nicht zu verwundern, daß sich dieses System schon zwei Jahrzehnte hindurch als lebenskräftig erwiesen hat. Noch im Jahre 1936 hielten die holländischen Redemptoristen nicht weniger als 171 Parochie-Retraiten mit 35.488 Teilnehmern.

Aber unverändert ist dieses System unseres Wissens bisher nicht vom kleinen Holland in andere Länder verpflanzt worden. P. Anton Otten C. Ss. R., der es selber nach dem Kriege in der deutschsprechenden Pfarrei Vaals (Holl. Limburg) aus eigener Erfahrung kennenlernte, formte es nachher um zur sog. *Haus- und Kapellenmission* (HKM), kürzer *Hausmission* (HM), deren erste 1924 in der St. Marien-Pfarre in Hannover stattfand. Wie schon der Name andeutet, will diese Veranstaltung mehr sein als „Pfarrexerzitien“, die auf viele kleine Gruppen verteilt sind; sie will vielmehr den Charakter einer wahren *Volksmission* von Anfang an gewahrt wissen. Wohl wird die Pfarrei in mehrere Bezirke geteilt, die alle ihre gesonderte Mission von acht Tagen haben; aber diese Bezirke sind von beträchtlicher Größe, bis zu 1000 Seelen, und die Predigten finden daher meist in der Pfarrkirche statt. Die Einleitungs- und Schlußwoche sind für alle gemeinsam. Während der Einleitungswoche werden die Katholiken des ersten Bezirks besucht und erhalten ihre Teilnehmerkarte. In der folgenden Woche hat dieser erste Bezirk Mission und wird der zweite Bezirk besucht. Vierzehn Tage vor Schluß sind mithin alle Pfarrkinder einmal vom Missionär besucht. So bleiben noch zwei Wochen für die wichtigen Nachbesuche, die regelmäßig noch manche „Beute“ heimbringen. Unterdessen finden die letzte Bezirksmission und die große Schluß- und Feierwoche für alle statt.

Auf weitere Einzelheiten brauchen wir hier nicht einzugehen, da schon mehr als einmal auf diesen Blättern von der Methode der HM die Rede war. Besonders lehrreich ist der Bericht des Pfarrektors Baers über die HM seines äußerst schwierigen Seelsorgebezirks Wehofen (Jahrg. 1932, S. 47—56).

So groß auch die Erfolge dieser Methode waren, so zeigten sich doch, wie bei allen menschlichen Dingen, gewisse Schattenseiten. Eine „verbesserte Auflage“ der HM zeigte nun folgendes Bild: Zuerst Kindermission. Sonntagabend feierliche Eröffnung der Mission für die Erwachsenen. In der folgenden Woche bis Samstag noch keine Predigten; dafür um so mehr Hausbesuche, nämlich bei der größeren Hälfte der Pfarrei. Samstagabend feierliche Proklamierung der Mutter von der immerwährenden Hilfe als Patronin der Mission. Dann für die genannte erste Hälfte nicht nur acht-, sondern vierzehntägige regelrechte Mission. Unterdessen wird die zweite Hälfte der Pfarrei besucht, die nachher ebenso durch eine Mission von zwei Wochen bearbeitet wird. Die Schlußwoche fällt aus, und so ist, falls die Größe der Riesenpfarrei nicht drei Bezirke nötig macht, die Mission in fünf Wochen zu Ende.

Über diese „verkürzte“ HM urteilt der auf diesem Gebiete hochangesehene P. Max Kassiepe O. M. I.: „Ich glaube, daß diese Form, wenn sie auch noch in einigen Punkten verbesserungsfähig ist, am meisten Zukunft hat und auch als *wirkliche Volksmission großen Stils* angesprochen werden muß.“¹⁾

Erst recht trifft dieses Urteil zu bei der *neuesten Form der HM*, wie sie kürzlich P. Simon Scherzl C. Ss. R. in einem ausgezeichneten Buche ausführlich dargelegt hat.²⁾ In zweifacher Hinsicht weist diese „neueste Methode“ einen bedeutenden Fortschritt auf: *die Arbeitslast der Missionäre wird wesentlich verringert, und die Mission ist von Anfang bis zu Ende eine wahre Gemeinschaftsmission.*

Auch in der lauesten Pfarrei gibt es eifrige Katholiken, die von Anfang an bereit sind, die Gnade einer hei-

¹⁾ M. Kassiepe, Die katholische Volksmission in der neuen Zeit (Paderborn 1934), S. 25 f.

²⁾ Compelle intrare. Grundsätzliches und Praktisches über zeitnahe Volksmission von P. Simon Scherzl C. Ss. R. (Heft 2 der Schriftenreihe „Neue Seelsorge.“) München 1937, Kösel-Pustet, 252 Seiten in 8°. Preis RM. 3.20.

ligen Mission gut zu benützen, die also den vorherigen Besuch des Missionärs gar nicht benötigen. Um sie ausfindig zu machen, wird ein kleiner Block von fünfzehn Predigtkarten nebst einer Beichtkarte vor Beginn der Mission durch *Laien Helfer* den einzelnen erwachsenen Pfarrangehörigen zugestellt. Auf diesen Karten ist aber die Orientierungsnummer unten abtrennbar. Wer nun vor der Abendpredigt die Karte nebst Orientierungsnummer abgibt, der erklärt damit, daß er dem Missionär die Mühe des Besuches ersparen will. Wenn hingegen einer die Nummer abtrennt, so weiß der Missionär Bescheid; dasselbe ist der Fall, wenn gar keine Karte abgegeben wird. Nur bei solchen wird sich der außerordentliche Seelsorger, der Missionär, später persönlich einfinden und durch eine Aussprache von Mensch zu Mensch das Ziel zu erreichen suchen. Das Ziel solcher „Hausseelsorge“ ist aber kein anderes als der Besuch der Missionspredigten und die Teilnahme an den Sakramenten der Buße und des Altars.

Die Eintragung der Karten in die entsprechenden Register, die Vorbedingung für die Besuche, besorgt eine eigens hierfür vorgeschulte Pfarrschwester. Auch das ist eine große Entlastung des Missionärs.

Auf die genannte Weise besorgen die Pfarrangehörigen selber eine Art „*Photographie*“ des derzeitigen Zustandes der Pfarrei. Auch die nach den vier Ständen verschiedene Farbe der Karten hilft dazu mit. Die erste HM nach diesem neuesten Typ fand Herbst 1933 in Dachau bei München statt. P. Scherzl schreibt darüber (S. 48): „Die Mission war ein voller Erfolg. Die Scheidung in solche, die besucht werden wollten, und solche, die auf den Besuch verzichteten, ging vollkommen ungestört vor sich. Nur wenige trennten die Meldekarte ab. Die meisten wetteiferten geradezu untereinander, den Missionären unnötige Gänge zu ersparen . . . Schon die erste Woche, wo die Missionäre nur auf der Kanzel und im Beichtstuhl tätig waren, ohne auch nur *einen* Hausbesuch zu machen, führte rund 65% aller Frauen und Mädchen an die Kommunionbank. Die zweite Woche, wo erst die schwache Hälfte der Ausgebliebenen besucht wurde, bereits 45% der Männer, so daß die Zahl der Hausbesuche sich ganz bedeutend verminderte. Zudem waren die Besuche von allem Kartenkram befreit, man konnte sofort in medias res gehen.“

Ein anderer erfahrener Hausmissionär findet es allerdings noch besser, wenn die Besuche früher begin-

nen, nicht erst nach der ersten vollen Woche; die „Photographie“ der Pfarrei wird ja schon durch die Kartenabgabe an den ersten Abenden hergestellt. Ferner möchte er die Beichten der Frauen und Jungfrauen mehr auf die zweite Woche verschoben wissen, damit sie noch besser disponiert seien.

Die zweite einschneidende Änderung des früheren Systems stellt das gänzliche Fallenlassen der Bezirkseinteilung dar. Diese neue HM ist, wie schon gesagt, von Anfang bis zu Ende — abgesehen von den *Standeslehren* und sogenannten *Wechselfpredigten*, einmal bloß für das weibliche, das andere Mal bloß für das männliche Geschlecht — eine wahre *Gemeinschaftsmision* und eben deshalb, wenn überhaupt irgend eine, „eine wirkliche Volksmission großen Stils“. Wo eine solche Mission gut durchgeführt wird, sei es drei oder vier oder fünf Wochen lang, je nach der Größe der Pfarrei und der Zahl der Missionäre, wird man gewiß nicht von einem „Schlag ins Wasser“ reden können. Die *Morgenpredigten*, die immer ohne Karten zugänglich sind, berücksichtigen in besonderer Weise die Bedürfnisse jener eifrigen Christen (durchaus nicht ganz identisch mit den sogenannten „frommen Seelen“), die auch schon vor der Mission fast jeden Morgen der heiligen Messe beiwohnten und vielleicht täglich die heilige Kommunion empfangen, die mithin eine gewöhnliche, fast ganz auf Bekehrung der Sünder abgestimmte Mission gar nicht nötig haben. Wie dankbar sind sie für Predigten über das neue Leben in Christus, über das heilige Meßopfer und ähnliches! Aber auch die *Abendpredigten* können bei der langen Dauer der Mission, zumal in der zweiten Hälfte ihrer Dauer, wertvolle *positive Aufbauarbeit* leisten. Die räumlichen Verhältnisse werden allerdings an manchen Orten für den Nachmittag und Abend sogenannte *Parallelpredigten* nötig machen, die sich auch bei gewöhnlichen Missionen schon vortrefflich bewährt haben.

Es ist hier wahrlich nicht der Ort, alles das zu wiederholen, was mein verehrter Mitbruder P. Scherzl in seinem genannten Buche über die neueste Form der HM schreibt. So ausführlich und gründlich (von S. 25 bis S. 170) ist dies Missionssystem noch nie dargestellt worden. Es ist nun Sache unserer Volksmissionäre aus den verschiedenen Orden, sich zu diesen konkreten Vorschlägen zu äußern und gegebenenfalls mit Hand anzulegen. Und auch unsere Pfarrgeistlichkeit muß mithelfen. P. Scherzl schreibt so schön im Vorwort: „Der Verlas-

senen und Vergessenen sind es heute so viele, daß die congregatio minima (der Redemptoristen) — wie sie ihr Stifter so gerne nannte — nicht dafür ausreicht. Darum möchte sie, wie einst Simon und Andreas, den Jakobus und Johannes herbeirufen, damit diese sie beim Fischfang unterstützen oder den Ertrag wenigstens bergen helfen (vgl. Lk 5, 7 ff.). Letzteres verstehen wir von der ordentlichen Seelsorge, die ja stets das Erbe einer Mission antritt.“

Ein integrierender Bestandteil der genannten Schrift sind auch die drei letzten Abschnitte: „Die traditionelle Volksmission in der Zeit“, „Das Problem der Nacharbeit und der Nachmission“ und „Die Seelsorge im Spiegel der Hausbesuche“. Hausmissionen im eigentlichen Sinne mit ihrer besonderen Technik werden wohl immer Ausnahmen bleiben, für besonders schwierige Pfarreien. Aber auch die traditionelle Volksmission muß etwas von dem Geiste und der Dynamik der HM haben; sie muß sich nicht bloß um die Stärkung der Guten und der bereits Gefährdeten, sondern auch um die *Rückgewinnung der Verirrten* bemühen. Welches ist nun für diese gewöhnlichen Missionen das beste System?

In der Löwener *Nouvelle Revue Théologique* (Jahrgang 1937, S. 59—62) sang unlängst P. L. Arts S. J. ein Loblied auf die nach Geschlechtern getrennte Mission. Sein Artikel „Mission populaire en ville“ geht aus von der Mission in St. Willibrord, Berchem, einem Vorort Antwerpens. Zuerst hatten vom 18. bis 22. November 1936 die Kinder ihre eigene Mission, dann je eine Woche die Frauen und Männer. Sonntag, den 6. Dezember, war feierlicher Schluß. Die Pfarrei zählt 12.000 Seelen. Am Sonntagabend, dem 29. November, begann die Männermission, und gleich waren 800 von ihnen zur Stelle. Ihre Zahl stieg an den folgenden Abenden auf 1000 bis 1100, so daß die Zahl der weiblichen Teilnehmer der Vorwoche erreicht wurde. Schon diese Zahlen scheinen anzudeuten, daß längst nicht alle Verirrten wiedergewonnen wurden.

Selbstverständlich ist eine solche nach Geschlechtern getrennte Mission (mission dédoublée) von vierzehn Tagen wirksamer als eine Gemeinschaftsmision von acht Tagen, aber ein Ideal ist sie nicht. Es handelt sich doch auch hier im Grunde bloß um eine Mission von acht Tagen. Sehr viele Missionsteilnehmer können nur den Abendpredigten beiwohnen, und auch diesen vielleicht durchaus nicht regelmäßig, oder wollen es nicht. Das einwandfreie statistische Material der HM zerstört da so

manche Illusionen. P. Scherzl schreibt die wohlüberlegten Sätze: „Eine achttägige (auch zehntägige) Mission, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, sei sie gemeinsam oder getrennt, die nicht von vorneherein die Gewähr bietet, daß die Pfarrangehörigen, soweit sie überhaupt einen Missionswillen haben, am Morgen, bezw. am Nachmittag ebenso oder wenigstens nahezu so geschlossen kommen wie am Abend, ist ihrer Anlage nach unzweckmäßig. Denn sie wird für viele zum Torso, für nicht wenige geradezu zur Karikatur einer Mission“ (S. 186).

Etwas ganz anderes ist es natürlich, wenn, wie die englischen Redemptoristen es öfters tun, zuerst eine bis zwei Wochen lang den Kindern gepredigt wird und gleichzeitig die einzelnen Familien besucht werden, dann je zwei volle Wochen jedem der beiden Geschlechter eine regelrechte Mission gehalten wird. Nach dieser Art predigten z. B. die Redemptoristen eine sechswöchentliche Mission in der großen Pfarrei der Franziskaner in Glasgow.

Aber wie P. Emanuel Regenold O. M. Cap. (in dieser Zeitschrift, 1931, 509—528) und Pfarrer Clemens (ebendort, 1933, 41—46), so gibt auch P. Scherzl der Gemeinschaftsmission entschieden den Vorzug; doch meint er eine solche, die bei ihrer langen Dauer dann und wann durchsetzt ist mit Wechselfpredigten und eventuell mit Standeslehren, und er berichtet, Kardinal Faulhaber habe in einer Priesterkonferenz des Jahres 1936 diese Form im Anschluß an eine kurz vorher durchgeführte Dreiwochenmission als „die Mission der Zukunft“ bezeichnet (S. 202).

Es sei mir hier ein neuer Vorschlag gestattet. Falls aus einem wichtigen Grunde die Mission wirklich nur acht oder zehn Tage dauern kann und die Pfarrkinder meist bloß die Abendpredigt besuchen, könnten dann nicht ebenso bei uns, wie in Italien und anderwärts, abends zwei verschiedene Prediger auftreten? Einer hält eine katechetische Unterweisung über die Gebote, die Beicht und ähnliches. Es folgt zur Entspannung ein frommes Lied, und dann tritt ein anderer Missionär auf und hält die große Abendpredigt, vor allem über die ewigen Wahrheiten.

Die neapolitanischen Redemptoristen widmen noch immer, wie zur Zeit ihres heiligen Stifters, in solcher Art der abendlichen „Istruzione“ fast eine ganze Stunde und ebensoviel der „Predica grande“. Die Patres der römischen Provinz begnügen sich mit einer halbstündigen

Unterweisung und einer Predigt von etwa 45 Minuten. Die Söhne des unbefleckten Herzens Mariä, vom seligen Antonius Maria Claret gestiftet, überschreiten bei der Unterweisung vor der Hauptpredigt nicht 20 Minuten.

Vielleicht haben viele Pfarrkinder einen weiten Weg zur Kirche; wenn sie aber nur einmal den Weg zu machen brauchen, werden sie sich unschwer damit abfinden, daß sie etwa eine und eine halbe Stunde im Gotteshause festgehalten werden und zwei verschiedene Predigten hören. So braucht auch bei kürzerer Missionsdauer kein wichtiges Thema überschlagen zu werden.

Jede, auch die erfolgreichste Mission, stellt die Seelsorge nachher vor ein schwieriges Problem: Wie können die Früchte erhalten und vor allem die Neueroberungen dauerhaft gemacht werden? Die ordentliche Seelsorge hat ohne Zweifel hierbei die Hauptnacharbeit zu leisten, aber sie muß dabei durch die Organe der Katholischen Aktion (P. Scherzl nennt sie „Lebendige Kirche“) wirksam unterstützt werden. Die außerordentliche Seelsorge kann ausgezeichnet mithelfen durch eine sogenannte *Missionserneuerung*; nur sollte diese, wie der heilige Alfons es will, schon nach Verlauf einiger Monate stattfinden, wenn die Missionseindrücke noch lebendig sind.

Der göttliche Heiland, das Vorbild aller Seelsorger, hat einst den Zweck seiner Sendung in die Worte zusammengefaßt: „Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, *was verloren war*“ (Lk 19, 10). Dieses Ziel kann und darf die Volksmission nicht außer acht lassen. Wohl stellt sie ein recht mühevolleres Apostolat dar, zumal wenn sie mit Hausbesuchen verbunden ist oder gar als HM auftritt; aber ist es dem Schüler nicht genug, wenn er ist wie sein Meister (vgl. Mt 10, 25)? Und sagen wir dem Meister nicht so oft: „*Quaerens me sedisti lassus*“? So wird denn auch der Jünger Jesu sich gern abmühen auf der Suche nach dem verlorenen Schafe. Er wird nicht so leicht verzweifeln, eingedenk der Worte des englischen Lehrers: „Niemanden ist, so lange er lebt, die Wohltat der Zurechtweisung zu entziehen, weil wir hienieden die Auserwählten von den Verworfenen nicht unterscheiden können“ (2a 2ae q. 83 a. 7 ad 3). Kanonikus Arthur Chapman von Watford (England), der frühere Geheimsekretär des Kardinals Bourne, sagte unlängst in einer auch im Druck erschienenen Ansprache vor Mitgliedern der Vinzenzkonferenz: „*Liebe ist das beste und vielleicht das einzige Mittel, das die Kirche*

noch hat, um Eroberungen zu machen. Aber es muß eine Liebe sein, die handelt und etwas tut.“ Daß solche Hirtenliebe auch Kommunisten imponiert, haben unsere wackeren „Hausmissionäre“ oft genug erfahren.

Die religiösen Strömungen und Bestrebungen in der russischen Emigration.

Von Dr jur. Fürsten Nikolaus Massalsky, Wien.

Nachdem in dem Aufsätze „Werdegang der Russisch-Orthodoxen Kirche seit der Revolution des Jahres 1917“ die Schicksale und äußeren Erlebnisse der Orthodoxen Diasporakirche in großen Zügen umrissen worden sind, dürften auch die ideologischen Vorgänge, die Wandlungen in den geistigen Strömungen und die von den einzelnen bestehenden Richtungen verfolgten Ziele von Interesse sein. Diese stehen in einem unlösbaren Zusammenhange mit dem Schicksale der russischen Emigration als solcher, weshalb ein kurzer Überblick über diese den weiteren Ausführungen vorausgeschickt werden muß.

Die Revolution vom 2./15. März 1917, die den Sturz des Zarenthrones mit sich führte, hat noch keine Emigration verursacht; selbst die „Soziale Revolution“ vom Oktober/November desselben Jahres hat nach dieser Richtung noch keine nennenswerten Folgen gezeitigt. Die Folgen der Februarrevolution hatten sich auf das rein politische Gebiet beschränkt und das private Leben der Bevölkerung als solches wenig berührt; auch die Oktoberrevolution hat zunächst keinen Wandel in dem Leben des Einzelmannes gezeitigt, da die Räte-Regierung („Sowjet“ heißt soviel wie „Rat“) mit der Festigung ihrer Lage und den außenpolitischen Angelegenheiten so stark in Anspruch genommen war, daß sie weder Zeit noch Lust hatte, sich mit innerpolitischen Problemen zu befassen. Am 15. Juli 1918 erfolgte das Attentat auf den bolschewistischen Volkskommissar des Äußeren Uritzky; am 16. geschah noch nichts; am 17. begannen die Verhaftungen der „Feinde des Volkes“, der „Bourgeoisie“, und gleichzeitig eine wilde Flucht der Verfolgten zur Grenze. Die Emigration hatte begonnen.

Die eine Welle der Emigration bewegte sich in südwestlicher Richtung und ging über die Ukraine, die vorübergehend selbständig geworden, den Emigranten da-